

„Die Kriegszeit ist eine harte Zeit und sie wird um so härter, je länger der Krieg dauert“

Biberach im Ersten Weltkrieg nach zeitgenössischen Quellen

Bereits während des Ersten Weltkrieges erhielt Adam Kuhn, Oberlehrer an der Evangelischen Volksschule und der Höheren Mädchenschule in Biberach, von der Stadtverwaltung den Auftrag, eine Kriegschronik zu verfassen, die 1921 in einer Auflage von 3000 Stück gedruckt wurde.¹ Kuhn vermutete in seinen Erinnerungen, die er für seine Familie notiert hatte, dass diese Chronik erst in späteren Zeiten zur vollen Würdigung gelangen würde, „da die Leute jetzt so kurz nach dem Krieg nichts davon hören wollten“.²

Kuhns „Kriegs-Chronik der Stadtgemeinde Biberach“ ist für uns heute nicht leicht zu lesen, er schreibt in pathetischer Sprache, geprägt vom Patriotismus dieser Zeit. Der als Schmach empfundene Frieden von Versailles war noch frisch. Allgemein war die Meinung verbreitet, Deutschland habe einen Verteidigungskrieg geführt. Auch in Kuhns Chronik wird diese Meinung deutlich. Die heutige Forschung dagegen stimmt im Großen und Ganzen darin überein, dass Deutschland zwar nicht auf den Krieg hingearbeitet habe, aber doch „die Hauptverantwortung für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges trage“.³

Den Zeitgenossen war durchaus bewusst, dass sie Jahre von großer geschichtlicher Bedeutung erlebt hatten. Davon zeugt auch ein Aufruf des Stadtschultheißenamtes vom 18. Juni 1920 im „Anzeiger vom Oberland“ mit folgendem Inhalt: „Es besteht die Gefahr, daß wertvolle und interessante Gegenstände, welche mit Kriegsereignissen in engem Zusammenhang stehen und von geschichtlicher Bedeutung sind, verloren gehen oder verschleudert werden. Der Gemeinderat hat deshalb beschlossen, derartige Gegenstände wie Waffen, Geschosse, Uniformstücke, Bücher, Bilder, Photographien, Karten u. dergl. sammeln zu lassen und den städt. Sammlungen einzuverleiben. Die Besitzer solcher Gegenstände von Stadt und Umgebung werden gebeten, sie bei H. Gemeinderat Bendel abzugeben, welcher zu jeder weiteren Auskunft gerne bereit ist.“⁴ Bei dieser Sammlung wurden über 300 Erinnerungstücke abgegeben, darunter Fotos, Karten und Pläne des Kriegsgebiets, zahlreiche Waffenteile und unzählige Broschüren und Bücher, die veröffentlicht und verbreitet worden waren, um die patriotische Gesinnung von Soldaten und Bevölkerung zu stärken.⁵

Biberach war um 1914 eine Kleinstadt mit 9360 Einwohnern, von denen rund 75 % im Gewerbe und

etwas mehr als 7 % in der Landwirtschaft tätig waren.⁶ Die Einwohnerzahl hatte sich seit dem Verlust der Reichsfreiheit im Jahre 1802 verdoppelt. Die Masse der Zuwanderer stammte aus der unmittelbaren Umgebung und aus dem oberschwäbischen Raum. An der Stadtspitze stand seit 1913 der frühere Verwaltungsbeamte Stadtschultheiß Alfred Doll. Im Reichstag saß seit 1912 für den Wahlbezirk Biberach der Zentrumsabgeordnete Matthias Erzberger⁷. Auch wenn es keine Großindustrie in der Stadt gab, hatten sich, nicht zuletzt durch den Eisenbahnbau in der Mitte des 19. Jahrhunderts, zahlreiche industrielle Betriebe in Biberach niedergelassen, die ihre Waren teilweise in die ganze Welt exportierten. Die bedeutendsten waren die Feuerwehrrequisitenfabrik Lieb, die Metallwarenfabrik Otto Schlee, die Tragantwaren- und Devisenfabrik der Gebrüder Baur sowie die Posamentenfabrik Gerster.⁸

Wachsende Einwohnerzahlen und Industrialisierungsfortschritte führten auch zu einer Zunahme der Bautätigkeit. Nach dem Abbruch von Stadtmauer und Stadttoren konnte sich die Stadt in ihrer Fläche erweitern, es entstanden die Ehinger Vorstadt, die Saulgauer Vorstadt sowie die Bebauung entlang der Riedlinger Straße und am unteren Gigelberg. An Waldseer Straße und Zeppelinring (damals Teil der Promenade) zeugen heute noch imposante Häuser von der Gründerzeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Der weitere Aufstieg der Stadt wurde durch den Ersten Weltkrieg und seine Folgen allerdings jäh unterbrochen. Auch in Biberach löste die Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares in Sarajewo eine gewisse Unruhe aus. Dennoch ging das Leben zunächst seinen gewohnten Gang. Wie üblich wurde Anfang Juli, trotz des sehr launischen Wetters, das Schützenfest gefeiert. Der „Anzeiger vom Oberland“ berichtet von den Festtagen und schwärmt: „Am Montag sahen wir die freudestrahlenden Kindergesichter durch die Stadt ziehen mit den verschiedenen Gaben, die ihnen geboten worden waren“; im Schützenkeller sang der Liederkranz, auch in der Festhalle wurde gesungen und die Schüler der höheren Schule machten „stramme Turnübungen“.⁹

Als Österreich die diplomatischen Beziehungen zu Serbien abbrach und es zur Teilmobilmachung Österreichs kam, wurde die Unruhe deutlich stärker. Der „Anzeiger vom Oberland“ fragte sich am 27. Juli, „ob diese Kriegsunruhen auch für unser engeres und weiteres Vaterland von schlimmen Folgen begleitet sein



Bahnschutzwache I am Bahnhof (vgl. S. 67).

könnten“. Verschiedenste Gerüchte machten den Umlauf und die Zeitung verurteilte in einer Notiz „das Gebaren“ verschiedener Geschäftsleute, Gerüchte in die Welt zu setzen, um ihre Waren besser verkaufen zu können.¹⁰ Vielfach zeigte sich patriotisches Verhalten, das sich u. a. durch Singen patriotischer Lieder bei den verschiedensten Gelegenheiten äußerte.

Am 31. Juli geschah das Unfassbare, der Kriegszustand wurde erklärt. Kuhn schreibt hierüber: „Noch wollte man an den Ausbruch des Krieges nicht glauben, noch hoffte man, daß es der Vermittlung unseres Kaisers gelinge, den Frieden zu erhalten. Da brachte der Abend des ersten Augusttages die Mobilmachung. Eine ungeheure Aufregung herrschte in unserer Stadt, als dieselbe, wie auch tags zuvor die Erklärung des Kriegszustandes, durch Trommelschlag und Ausrufen bekannt gegeben wurde.“ Am gleichen Abend fanden die Schlussfeiern der weiterführenden Schulen in Biberach statt. Die Reden waren getragen vom Patriotismus oder, wie Kuhn schreibt, „von warmer Vaterlandsliebe“.¹¹ Oberreallehrer Maurer, der Vorstand der Mädchenrealschule, sah in seiner Rede bereits die Gefahr heraufziehen, dass sich der Serbisch-Österreichische Kriege zu einem Weltkrieg ausdehnen könnte.¹²

Wie erlebten nun die Biberacher den Ersten Weltkrieg, der vor allem auf den Schlachtfeldern in Belgien, Frankreich und Russland ausgetragen wurde, weit entfernt von der eigenen Heimat? Welche Auswirkungen hatte dieser Krieg auf die Stadt und ihre Einwohner, was erfuhren die Biberacher von den schrecklichen Vorgängen in den Schützengraben?

„Junge Frauen, deren Männer schon am ersten oder zweiten Mobilmachungstage einrücken mußten, standen weinend in Gruppen zusammen, zum Teil laut klagend und jammernd, die Kinder daneben schauten verängstigt drein; die Männer rüsteten sich ernst, aber entschlossen zur blutigen Arbeit. Sämtliche Autobesitzer sammelten sich beim Bezirkskommando und fuhren dann zum Oberamt, um den Mobilmachungsbefehl in die Bezirksorte hinauszubringen. Als sie zurückkamen, erzählten sie, wie bestürzt ihre Meldung von der Landbevölkerung aufgenommen wurde, und ernst und eifrig wurde in den dichtgefüllten Wirtschaften bis spät in die Nacht hinein die Lage besprochen. Da zeigte es sich: Die Biberacher waren von einer glühenden Vaterlandsliebe durchdrungen, sie waren von einer unbeugsamen Entschlossenheit beseelt, mit allen Mitteln und allen Opfern den Feinden entgegenzutreten [...]“¹³ So be-

schreibt Adam Kuhn in seiner Kriegs-Chronik den Beginn des Ersten Weltkriegs in Biberach.

70 bis 80 Kriegsfreiwillige¹⁴ meldeten sich bereits in der Nacht zum 1. August auf dem Standesamt, um die erforderlichen Papiere zu erhalten. Manches Paar ließ sich vor der Einberufung des Verlobten trauen; 14 Kriegstrauungen wurden vorgenommen, die kurzerhand, ohne Aufgebot und Beibringen der sonst üblichen Urkunden, möglich waren.¹⁵

Deutlich lässt sich der Zwiespalt vieler Deutscher erkennen: hier die nationale Begeisterung, dort der Trennungsschmerz und die Sorge um die Angehörigen.

Der Beginn des Krieges legte zunächst das gesamte öffentliche Leben lahm. Alles war der Mobilmachung untergeordnet. Vor der Druckerei des „Anzeigers vom Oberland“ standen große Menschenmengen, um die neuesten Verordnungen zu lesen, die dort ausgehängt waren. Zum Truppentransport wurde die Eisenbahn benötigt und der Friedensfahrplan hörte zunächst auf zu existieren. Die Beförderung von Gütern war nun völlig ausgeschlossen, was nicht ohne Folgen blieb. Personen konnten in den Zügen nur mitfahren, wenn Platz vorhanden war.¹⁶

Zur Sicherung dieser Truppentransporte – es gab einzelne Gerüchte über die geplante Zerstörung von Eisenbahnbrücken – wurde eine Bahnschutzwache mit drei Wachtstellen ins Leben gerufen, die rund um die Uhr Dienst tat. Die Bahnschutzwache, ausgerüstet mit scharfer Munition, musste aber nicht aktiv werden, so dass Kuhn uns hierzu berichten kann: „Obwohl die Mannschaften ihren Dienst ernst, ja einige zu ernst auffaßten, gestaltete sich der Aufenthalt in den Wachlokalen zu unterhaltenden und frohen Stun-

den, und eine Wachmannschaft beschloß ihre Tätigkeit, die am 15. September allgemein hier aufhörte, mit einem gemütlichen Fischessen.“ Insgesamt hatten sich 293 Bürger, teils freiwillig, teils kommandiert, an der Bahnschutzwache beteiligt.¹⁷

Wegen der Einstellung des Güterverkehrs mussten Biberacher Betriebe wie die Feuerwehrrequisitenfabrik Lieb, die Eisengießerei Schlee, die Posamentenfabrik Gerster, die Maschinenfabrik Beck oder die Seidenweberei Schmitz kurzfristig ihre Produktion einstellen. Als ab Mitte August sich der Güterverkehr wieder besserte, konnten die Fabriken ihren Betrieb erneut aufnehmen. Kuhn schreibt, dass die meisten Arbeiter durch diese Betriebsschließungen nicht arbeitslos geworden, sondern in anderen Betrieben untergekommen seien und dort u. a. die leer gewordenen Plätze von ausmarschierten Arbeitern auffüllten. Manche Fabriken, wie die Maschinenfabrik Vollmer, mussten sogar zusätzliche Arbeiter einstellen. Die Arbeit scheint jedoch nicht für alle gereicht zu haben, denn die Stadt sorgte durch Notstandsarbeiten, wie Wegebauten im Wald, für zusätzliche Verdienstmöglichkeiten.¹⁸

Telefone und Telegrafen konnten ebenso für einige Wochen von Privatpersonen nicht benutzt werden, da sie vom Militär belegt waren. Auch für deren Bewachung wurden Freiwillige ab 17 Jahren gesucht. Über 100 Personen meldeten sich auf einen Aufruf des Stadtschultheißenamtes.

„Die erste Aufregung“, wie Kuhn schreibt, führte auch zum Hamstern von Lebensmitteln wie Mehl, Fett, Zucker und Kaffee. Spareinlagen wurden von Gewerbebank und Sparkasse abgehoben, so dass diese ihre Kunden warnten: „Wenn jeder seinen Credit auspumpen oder sein Guthaben abheben will, müssen die Banken ihre Kassen schließen.“¹⁹

Gerüchte machten sich breit, dass Mühlen geschlossen würden, weshalb Mehlhandlungen und Kolonialwarengeschäfte geradezu gestürmt wurden. Gerüchte über Spione nahmen teilweise groteske Formen an. So wurden die Straßeneingänge in die Stadt versperrt mit Wagen, Balken, Steinen und anderem. Wachmannschaften standen mit scharf geladenen Gewehren schussbereit. Als das Gerücht umging, ein französisches Auto sei mit 1000 Millionen Gold nach Russland unterwegs, wurden Insassen von Automobilen täglich angegriffen. Die Wasserleitung vom Brunnenhaus im Wolfental bis zum Reservoir auf dem Lindedele wurde Tag und Nacht bewacht, da „eine Unmas-

Die Biberacher Metallwarenfabrik Schlee gibt vorübergehend ihre Schließung bekannt.

Wegen Einstellung des Güterverkehrs wird die Arbeit morgen Mittwoch nicht aufgenommen, sondern der Betrieb steht bis auf weiteres still.

Stoß & Schlee.

se von Spionen“ in Deutschland sei, um Cholerabazillen in die Wasserleitungen zu legen.²⁰

Das Kriegsgeschehen an der Front schritt zunächst zügig voran. Die ersten Kriegswochen waren geprägt von Siegesnachrichten. Der „Anzeiger vom Oberland“ berichtete täglich von Siegesfeiern in der Stadt, die Kuhn in ähnlichem Pathos in seine Kriegschronik übernommen hat. So schreibt er: „Ungeheuren Jubel lösten die ersten Siegesnachrichten aus, da war auch kaum ein Haus, das nicht beflaggt war.“ Und weiter: „Als die Nachricht von dem glänzenden Sieg in Lothringen durch den bayerischen Kronprinzen hierherkam, da wurde am 22. August im ‚Anzeiger vom Oberland‘ angeregt, daß man wie im Jahre 1870/71 die Siege mit Böllerschüssen und Glockengeläute feiern solle. Dies geschah, und im letzten Teil des Monats August wurden noch fünfmal die Glocken geläutet: am 22. August aus Anlaß des schon genannten Sieges, am 24. August anlässlich des Sieges bei Gumbinnen über die Russen, am 27. August bei der Nachricht der Einnahme der Festungen Namur und Longwy, am 29. August aus Freude über den Sieg gegen die Engländer bei St. Quentin und am 31. August bei der Nachricht über den großen Sieg Hindenburgs bei Tannenberg. An vielen Häusern wurden die Fahnen nicht mehr eingezogen, und da und dort wurde die Einnahme von Paris lebhaft erörtert.“²¹

Dass diese Siege häufig nur unter schweren Verlusten gewonnen werden konnten, darüber schweigt der „Anzeiger vom Oberland“. Die erste Todesanzeige eines gefallenen Soldaten in der Zeitung stammt ebenfalls aus dieser Zeit. Es handelte sich um den bei Longwy am 22. August gefallenen Bruder des Rechtsanwalts Wagner, der mit seiner Frau Anna die Arbeit des Roten Kreuzes tatkräftig unterstützte.²²

Die Bevölkerung wurde neben den Berichten in der Tageszeitung auch durch sog. Kriegschroniken und illustrierte Zeitungen, „von denen es nach und nach eine Menge gab“ und die „anschauliche Bilder und Beschreibungen der Schützengräben“ brachten²³, über den Krieg und die neue Art der Kriegsführung informiert. Diese Medien tendierten aber dazu, das Geschehen im Schützengraben zu verherrlichen und den Soldatentod im Felde in einer idealisierten Weise darzustellen. Ehrlicher waren die Berichte von den Angehörigen aus dem Felde. So erzählt ein Soldat 1914 über das Leben in den Schützengräben im Argonnenwald: „[...] Von diesem tadellos ausgebauten Grabenlabyrinth kann man sich gar keine Vorstellung

machen, wenn man es nicht gesehen hat. Hinten sind die alten Schützengräben noch, vorn die eroberten und besser ausgebauten und dazwischen sind eine Menge Verbindungsgräben. [...] Da, wo ich mich befinde, sind wir noch 100 bis 130 Meter vom Gegner weg, während sie auf dem rechten Flügel unseres Bataillons schon auf 30 bis 40 Meter am französischen Schützengraben sind. [...] Am 15. und 16. November, wo es immer so regnete, da sah es in den Gräben trostlos aus. In manchem stand das Wasser, daß es einem beinahe bei den Stiefeln oben reinkam, und den Dreck schleifte man pfundweise an den Stiefeln nach. In die Schützengräben eingebaut sind die Höhlen und Löcher (auf deutsch: Unterstände), wo wir untergebracht sind. Mein Bau, den ich mit meinem Burschen bewohne, ist in die hintere Grabenwand eingelassen, mit einem Geflecht von Aesten und Zweigen bedeckt und auf dem Boden mit Stroh ausgefüttert. In die Wand sind einige Löcher gehauen, in die man etwas hineinlegen kann. [...] Nachts erwärmt man sich durch einige Teppiche und einem Schluck Schnaps [...]“²⁴

Manche berichten drastisch vom Schrecken des Krieges nach Hause: „[...] Und nun eröffneten wir ein mörderisches Feuer, das uns aber nicht erwidert wurde, denn die Rothosen ließen alle ihre Gewehre im Stich. Wie es nun auf diesem Platze, wo sich ungefähr 400 im Blute wälzten, aussah, könnt Ihr Euch wohl denken; aber Not kennt kein Gebot, und wir sind bei diesem Morden so kalt, als wie wenn wir noch nie anderes gemacht hätten [...]“²⁵

Auch Adam Kuhn berichtet vom Stellungskrieg an der Somme 1916: „[...] und es begann ein so blutiges, gigantisches Ringen, wie es die Weltgeschichte noch nie sah. Zwar war der Geländegewinn der Franzosen und Engländer nicht beträchtlich, aber die Anforderungen an unsere Truppen überstiegen fast alles menschliche Maß, und die Opfer an Gesundheit und Menschenleben waren so groß, daß jedermann erleichtert aufatmete, wenn er von seinen Angehörigen im Felde die Nachricht bekam, daß sie von der Somme front abgelöst worden seien.“²⁶

Um die vielen Verwundeten und Kranken, die dieser Krieg verursachte, versorgen zu können, wurden im ganzen Reich in Schulen und Turnhallen Lazarette eingerichtet. In Biberach rüstete man die Gigelberg-Turnhalle zum Vereinslazarett des Roten Kreuzes um. Kuhn beschreibt das Vereinslazarett Turnhalle folgendermaßen: „Die ruhige Lage der Turnhalle in staub-



Lazarett Gigelberg-Turnhalle.

freier Luft, inmitten von Gärten und Anlagen, die geräumige, hohe Halle mit den erforderlichen Nebengelassen machten das Gebäude ganz besonders zu einer Erholungs- und Genesungsstätte geeignet. Es waren 60 Betten in drei Längsreihen aufgestellt und aufs sorgfältigste ausgestattet. Das Podium, von den hiesigen Gärtnern unentgeltlich hübsch geschmückt, diente als Leseraum. Im Erdgeschoß war ein Badezimmer (die Einrichtung wurde von Stadtschultheiß Müller gestiftet), ferner die Kohlenräume, die Leichenkammer und die zweckmäßig eingerichtete Küche. Die ärztliche Leitung wurde Medizinalrat Dr. Palmer anvertraut, dem als Abteilungsärzte Dr. Schlichte und Dr. Schrödter zu Seite standen. Als Nebenlazarette dienten das Bezirkskrankenhaus mit 15 Betten, das städtische Spital mit 20 bis 30 Betten und das katholische Gesellenhaus mit 10 Betten [...].²⁷ Im Jordanbad war das Reservelazarett untergebracht, dem die anderen Lazarette unterstellt waren. Gegen Ende des Krieges wurde noch im Mädchenschulhaus eine Zweigstelle des Reservelazaretts Jordanbad eingerichtet.

Die verschiedenen Abteilungen der Lazarette ermöglichten der Bevölkerung in vielfacher Weise, den geforderten Beitrag zur Kriegsführung zu leisten. Bereits die Einrichtung des Lazaretts war von freiwilligen Helfern vorgenommen worden. Am 25. August

kamen die ersten 200 Verwundeten für das Reservelazarett Jordanbad an, am 1. September der erste Transport für das Vereinslazarett Turnhalle mit 43 Verwundeten. Diese wurden schon am Bahnhof von der dort eingerichteten Bahnhofspflege des Roten Kreuzes versorgt. Die Sanitätskolonne transportierte unter Mithilfe von Turnern und Pfadfindern die Verwundeten in die Lazarette, teils mit Leiterwagen, mit Gesellschaftswagen, dem Krankenwagen des Bezirkskrankenhauses, dem Rettungswagen der Freiwilligen Feuerwehr, dem Möbelwagen von Güterbeförderer Belz, dem Omnibus des Jordanbades und einer Reihe von hiesigen Kraftwagen, also kurz mit allem, was vier Räder hatte. Insgesamt wurden 70 Lazarett- und Leichtverwundetenzüge mit 7430 Verwundeten und Kranken versorgt, wofür insgesamt 876 Fahrten notwendig gewesen waren. Von dem Schlachtfeld von Verdun am 11. März sind allein 180 Verwundete in Biberach angekommen, die, so Kuhn, „in beklagenswertem Zustande [waren], insbesondere auch was Wäsche und Kleidung anlangt“.²⁸ Im Reservelazarett Jordanbad waren die schwereren Fälle untergebracht, dort gab es einen Operationssaal.

Zur Unterstützung von Schwestern und Hilfschwestern wurden 50 Helferinnen von Sanitätsrat Dr. Palmer ausgebildet. Die Kranken und Verwunde-

ten halfen in der Küche und im Garten, betrieben zweimal in der Woche Exerzieren, Turnen und Spiele. Auch unternahmten sie gemeinsame Spaziergänge. In den Sommern 1915 und 1916 gab es sogar einen Ausflug an den Bodensee. Die Genesenden arbeiteten in der Kriegsindustrie, in Fabriken, bei Geschäftsleuten, in der Landwirtschaft. Im Herbst 1915 wurde beschlossen, ein Verwundeten- oder Erfrischungsheim zu gründen, „das den Zweck hatte, die Verwundeten an den Nachmittagen in einem gemütlichen Lokal bei Kaffee und Brot und Zigarren zu geselliger Unterhaltung und Spielen zu versammeln und sie der Versuchung, das Wirtshausverbot zu übertreten, zu entheben“. Das Heim wurde zunächst in dem der Stadt gehörenden Haus Kronenstr. 22, der sog. Kronenbäckerei, eingerichtet.²⁹ In den Sommermonaten zog das Erfrischungsheim in den Pflugkeller, der von den Gebr. Zell zum Pflug überlassen wurde. Wichtig für die Lazarettinsassen war auch der Handfertigkeitsunterricht, in denen sie Gegenstände für den eigenen Gebrauch oder gegen Entschädigung für das Rote Kreuz anfertigten. Sie wurden dabei von „eigens dazu ausgebildeten Damen“ unterrichtet. Die verschiedenen Arbeiten, z. B. Kerbschnittarbeiten, Knüpf- und Flechtarbeiten, Rahmenstickerei sowie Malarbeiten,

wurden regelmäßig ausgestellt und zum Kauf angeboten. Die Depot- und Liebesgabenabteilung des Roten Kreuzes verschickte Liebesgaben an die Soldaten, besonders auf Weihnachten, vermittelte Sendungen und Briefe an Angehörige im Felde, versorgte arme Gefangene und Internierte und forschte nach Vermissten. Untergebracht war das Rote Kreuz mit der Depotabteilung in der alten Posamentenfabrik von Gustav Gerster in der Wielandstraße, nach dessen Verkauf im Klösterle. Versorgt wurde auch die Wäsche der Verwundeten in der Wäsche- und Bügelabteilung des Roten Kreuzes. Im Ganzen wurden 63 488 Stücke Wäsche behandelt.

Gegen Ende des Jahres 1918 wurden die Lazarette Turnhalle, Gesellenhaus und Bezirkskrankenhaus aufgelöst, Anfang Januar auch das Lazarett Spital. Das Reservelazarett Jordanbad blieb für kranke und invalide zurückgekehrte Kriegsgefangene noch bis Oktober 1920 bestehen.

„Die Kriegszeit ist eine harte Zeit, und sie wird um so härter, je länger der Krieg dauert. Da gilt es, sich von alten, lieben Gewohnheiten zu trennen und sich neuen Verhältnissen anzupassen.“ So schreibt Kuhn zum Jahr 1916 und führt auf, welchen Anpassungen sich die Biberacher unterziehen mussten: die Ein-

Erfrischungsheim Pflugkeller.



führung der Polizeistunde, die „in das ureigenste Gebiet der Bierbankpolitiker“ eingriff und „von vielen sehr abfällig beurteilt“ wurde, an die man sich aber mit der Zeit gewöhnte³⁰, oder die Sommerzeit, die vor allem von der landwirtschaftlichen Bevölkerung stark bekämpft und größtenteils nicht beachtet wurde. Die gerne besuchten Bierkeller blieben im Sommer geschlossen³¹, und auf manche Brauchtümer wie Funkensonntag und Maien musste ebenfalls verzichtet werden.³² Seit 1915 fand auch kein Schützenfest mehr statt; die Kinder spendeten ihren Schützenbatzen, 10 Pfennige, dem Roten Kreuz. Im „Anzeiger vom Oberland“ wird 1915 ein wehmütiger Brief von drei Soldaten abgedruckt, der noch die Hoffnung auf einen kurzen Krieg in sich trägt: „Einen Gruß aus dem Schützengraben zum Schützenfest, das heuer ausfällt, senden 3 Krieger; die roten Rosen duften in schwüler Sommernacht in den verlassen und zerschossenen Gärten der französischen Ortschaften wie voriges Jahr bei uns zu Hause ... Bei beschwerlicher Schanzarbeit, 300 Meter vor dem Feind gedenken wir 3 Biberacher des Schützenfestes. Ein heimatliches Liedchen, leichtlebig und voll Lebensbejahung, klingt aus weiter, weiter Ferne zu uns herüber ... Bei uns ist ja die Freude ein seltener Gast geworden. Statt jubelnder Böllerschüsse sendet uns der Franzmann eherne, verderbenbringende Grüße zu ... Voriges Jahr, wie haben da frohe Weisen und lustige Tanzmusik in hoher Festesfreude vom Gigelberg gejubelt! ... Wenn der Holderstrauch im nächsten Jahre wieder blüht, werden wir, so Gott will, wieder die Luftballons, leicht im sanften Winde spielend, vom Gigelberg steigen und in der Luft zerplatzen sehen. Dieses Jahr feiern wir das Schützenfest in unserem rauchenden Unterstande statt bei würzigem Bier bei duftigem Kaffee; dabei soll das Biberacher Nationallied zu Ehren kommen, und wir wollen dabei so recht treu und herzlich an irgend ein Blond- oder Schwarzköpfchen von zu Hause denken.“³³

Am schlimmsten waren jedoch die Maßnahmen auf wirtschaftlichem Gebiet, die zur Sicherung der Ernährung getroffen wurden. Das erste der zentralen Bewirtschaftung unterworfenen Nahrungsmittel war Brot. Im Januar 1915 wurde die gesamte Getreidemenge per Bundesratsverordnung beschlagnahmt und den Kommunalverbänden, in Biberach der Oberamtspflege, nach dem von der Reichsverteilungsstelle errechneten Bedarfsanteil zugeteilt.³⁴ Gemäß den „Vorschriften über die Bereitung von Backwaren“ musste

das Mehl mit 10 Prozent Kartoffelmehl gestreckt werden. Im sogenannten Steckrübenwinter 1916/1917, als wegen der schlechten Witterung die Kartoffelernte miserabel ausfiel, wurde stattdessen sogar Rübenmehl untergemischt. Diese Vorschriften waren auch im Privathaushalt zu befolgen und die Einhaltung wurde durch Polizeiorgane überwacht. Es drohten Geldstrafen von bis zu 1500 Mark oder Gefängnis bis zu drei Monaten.³⁵

Im März 1915 gab es die ersten Karten für Brot und Mehlabgabe, die auch für Zwieback und Teigwaren galten. Lag die tägliche Mehlzuteilung 1915 noch bei ca. 300 g pro Person, wurde sie ab 1916 wegen der schlechten Ernte auf ca. 200 g reduziert und zwischen April und Oktober bzw. November jeweils nochmals um 30 bis 35 g verringert. Auch die Pferde konnten im Jahr 1917 wegen des Hafermangels „nur dürrtätig ernährt“ werden.

Bereits im Laufe des Jahres 1915 wurden auch andere Lebensmittel immer knapper und damit immer teurer, so dass „in manchen Familien das Butterbrot zur Seltenheit“ wurde und die „Käseliebhaber [...] sich mit recht kleinen Stücklein begnügen“ mussten.³⁶ Fett gab es zwar noch ohne Karten, wegen der eingeschränkten Schlachtungen aber immer weniger zu kaufen, so dass die Abgabe wegen des Andrangs sogar unter Polizeiaufsicht erfolgen musste. Um dem Fleisch- und Fettmangel Herr zu werden, wurden sogenannte fleischlose (dienstags und freitags) und fettlose Tage (montags und donnerstags) eingeführt.

Diesen Mangel fast aller Lebensmittel versuchte man durch Änderungen in der Zubereitung der Speisen und mit Ersatzmitteln auszugleichen. Dafür wurden eigens Kochkurse veranstaltet, Flugschriften verteilt und „verschiedene belehrende Vorträge“ gehalten wie: „Zeitgemäßes Kochen mit praktischen Übungen“ oder „Die Heißluft-Sparpfanne, Braten und Kochen ohne Fett“.³⁷ Bereits 1915 war die Bierherstellung wegen der Beschlagnahme der Gerste eingeschränkt, das Bier teurer geworden. Im Jahre 1917 kam die Bierherstellung fast ganz zum Erliegen. Die Brauereien bekamen, weil die Gerste zu Nahrungszwecken und als Futter für die Pferde benötigt wurde, nur noch 5 % ihres früheren Verbrauchs ausgeliefert. Manche Wirtschaften waren daher geschlossen, andere nur noch an gewissen Tagen geöffnet.³⁸

Den besten Eindruck, welche Auswirkungen die Lebensmittelbewirtschaftung und die Mangelwirtschaft im Ersten Weltkrieg auf die Bevölkerung hatte,

gibt der Bericht einer Hausfrau, die Kuhn erzählen lässt: „Da sagt man immer, von der vielen und harten Arbeit der Landfrauen in Haus und Feld. Nun ja, ich gebe das zu; aber eines haben sie doch vor uns Stadtfrauen voraus: sie haben Mehl, Eier, Fleisch, Kartoffeln im Haus und müssen nicht stundenlang herumstehen, bis sie zuerst die Lebensmittelkarten und dann die Lebensmittel selber erhalten. Davon können wir in der Stadt ein Liedlein singen. Der Monat fängt gut an, der erste Tag ist ein Sonntag, da sind gottlob die meisten Läden geschlossen. Aber die Geldkasse meines Mannes ist auch noch geschlossen. Du liebe Zeit, es dauert mich ja recht; in Friedenszeiten bin ich für unsere drei Mäuler mit 90 Mark im Monat angekommen, aber jetzt reiche ich mit dem Doppelten kaum; 's ist schrecklich, wie teuer alles ist. Wenn man einen 20-Mark-Schein wechseln läßt und eine ganze Handvoll Papierfetzen, 1, 2 und 5 Mark Scheine und jetzt auch noch die 10-Pfennig- und 50-Pfennig-Notgeldscheine erhält, so meint man, wunder was man habe, und wenn man heimkommt, ist das Geld zusammengeschmolzen wie die Butter an der Sonne. Aber ich lasse mir das bißchen Sonntagsfreude nicht verderben. Wir gehen am Nachmittag ins Haberhäusle. Ich habe mir für die Kriegszeit eine extra große Handtasche gemacht, denn wenn man so zufällig einmal aufs Land hinauskommt, kann man nicht wissen, ob's nicht ein wenig zu hamstern gibt, und da muß man für alle Fälle vorbereitet sein. Also, ich stopfe Brot in meine Tasche, ein Rädlein Schinkenwurst vom Eckmetzger, in der die Speckwürfelchen fast ganz fehlen, etwas Backsteinkäse, so zäh wie Rindsleder, und ein Fleischküchlein, das ich mir von dem Rest des Mittagessens zusammengemacht habe, und wir ziehen los. ‚Heute geschlossen!‘ steht an der Haustüre im Haberhäusle. Da stehen wir mit unseren Kenntnissen; die ‚Stadt‘ ist auch geschlossen, der ‚Biber‘, der ‚Pflug‘, der ‚Strauß‘ auch, wohin jetzt? Wir gehen nach Bergerhausen ins ‚Röble‘. Unser Vesper schmeckt vortrefflich, das Bier, 25 Pfennig das halbe Liter, ist süffig, es fließt wie Wasser hinunter. Die Unterhaltung geht an; zwei Urlauber erzählen von ihren Kriegererlebnissen; die Bauern schimpfen über allerlei Einschränkungen und die niederen Vieh- und Getreidepreise und die hohen Preise für alles, was man in der Stadt kaufen muß. – Am Montag mache ich früh meine Ausgänge; man muß die Brot- und Fleischkarten auf dem Rathaus holen, und da will ich eine von den ersten sein, damit ich nachher noch Zeit zum Ein-

kaufen habe. Ich treffe es auch gut, denn es stehen erst 12 bis 15 Personen vor der Tür, da komme ich bald an die Reihe. Es geht rasch; schon stehe ich am Tisch vor den Herren und nenne meine Kartenummer. ‚Ihre Fleischkartenabschnitte abgeben!‘ Jesses, die habe ich vergessen. Schnell renne ich nach Hause und hole sie. Bis ich aber wieder komme, stehen gewiß 50 bis 60 Personen in langer Reihe vor der Türe, und ich muß eine volle Stunde warten. Einen ganzen Arm voll Karten habe ich nun: Brot- und Mehlkarten, Butter-, Käse-, Zucker-, Seife- und Fleischkarten und noch Aushilfsmarken. Aber ich bin jetzt 1½ Stunden zu spät dran und soll das Mittagessen zur Zeit auf dem Tisch stehen haben, da versteht mein Mann keinen Spaß, und ich habe noch kein Fleisch und kein Mehl. Schnell zum Postmetzger! Da sieht's gut aus; der ganze Laden steht gepropft voll und vor der Ladentüre draußen auf dem Trottoir stehen auch noch Leute. Da heißt's in Geduld warten. [...] Langsam geht's dem Ladentisch zu; hinter demselben arbeiten sie zu viert, so schnell sie können; aber eines will Kalbfleisch, ein anderes Ochsenfleisch, das dritte Wurst, das vierte Herz und Leber und das fünfte alles zusammen und dazu das Zählen und Abreißen der Fleischmarken. Endlich ziehe ich mit meinem Pfündlein Ochsenfleisch ab, Leber und Wurst habe ich nicht mehr bekommen und habe volle zwei Stunden gewartet und bin an Arm und Leib bedeckt mit blauen Malen. Zum Mehlholen reicht's nicht mehr. Schnell zünde ich Feuer auf dem Herd an (das Gas muß man sparen) und setze das Fleisch und die Kartoffeln zu. Aber das Fleisch wird nicht weich und die Kartoffeln wollen nicht sieden, und als wir uns zum Essen setzen, war nichts fertig gekocht. Es gibt Auseinandersetzungen, ich beteuere meine Unschuld, es hilft nichts, die Männer haben ja immer recht. Nachdem ich meine Haushaltung notdürftig in Ordnung gebracht habe, mache ich mich wieder fertig zum Einkaufen. Jetzt geht's zum Mehlhändler; früher bekam man doch das Mehl noch vom Müller, schönes weißes Mehl, und hin und wieder auch etwas mehr, als man nach den Mehlkarten erhalten sollte. Jetzt bekommt man das häßliche Einheitsmehl, zu 85 % ausgemahlen, davon werden die Spätzle so schwarz wie Leber-spätzle. Das Mehl bekomme ich auf das Gramm hin nach meinen Marken, ebenso das Brot. Ach, wie leer und eintönig sieht es jetzt beim Bäcker aus! Wie ganz anders war's doch vor dem Krieg! Da gab's schnee-weiße Wasserwecken, schöne leckere Kaffee-

semmeln, knusperige Fastenbrezeln, dicke Butterwecken, Zuckerbrot, Laugenbrezeln und noch mehr feine Backwaren. Man weiß kaum mehr, wie die guten Sachen alle ausgesehen haben, viel weniger, wie sie schmeckten. Und beim Bäcker ist eine arme Frau, die zu Hause eine Stube voll Kinder hat, die klagt, ihre Kinder betteln immer um Brot, es reiche ihr eben nicht, man möge ihr auch nur einen einzigen Laib Brot ohne Brotkarten geben, damit sich ihre Kinder wieder einmal satt essen können. Mein Korb ist von dem Mehl und Brot schon recht voll, aber etwas geht schon noch hinein, Seife, Seifenpulver und einige Kerzen. Ich habe eine Karte für 50 Gramm Feinseife und 125 Gramm Seifenpulver. Ein schöner Name, das, Feinseife, aber fein ist sie nicht, und das Seifenpulver ist schlechtes Zeug, da war unser Cis³⁹ doch etwas ganz anderes. Wenn ich das nächstemal Rinderfett von der Stadt bekomme, dann mache ich auch wie andere Frauen meine Seife selber, die soll gut sein. Es ist zwar verboten, und mein Mann will's durchaus nicht zugeben; aber was versteht der von der Wäsche. Feinseife und Seifenpulver bekomme ich; aber einige Kerzen – einige! – es sei keine einzige mehr im ganzen Laden; ich solle nächste Woche wiederkommen, da erhalte ich ein Stück, wenn ich rechtzeitig da sei. So ist es schon dunkel geworden, und ich eile nach Hause, um das Nachtessen zeitig fertig zu bringen. Ein Tag der Woche ist nun, Gott sei Dank, vorüber. Am Dienstag sind die Metzgerläden geschlossen, da ist Butter und Käsetag, da hat's keine große Eile. Im Käseladen bekomme ich 125 Gramm Käse pro Kopf für einen Monat, 125 Gramm! und was für einen! Butter 62¹/₂ Gramm auf eine Karte, für den Monat 250 Gramm. O Butterbrot, du lebst nur noch in der Erinnerung! und zu meinem Nachmittagskaffee muß ich trockenes Brot essen, höchstens reicht's etwas von der feinen Marmelade. Da fällt mir meine leere Kaffeebüchse ein. Kaffeebohnen gibt's ja schon lange nicht mehr, Mode⁴⁰ ist nur schwer zu bekommen, wenn's gut geht im Monat ein Päckchen, Kaffee-Ersatz gibt's erst am Freitag. Ich gehe deshalb zum Oberbauern nach Birkendorf und betteln ein paar Pfund Gerste, die ich röste. Man sollte nach dem Krieg gar keine Kaffeebohnen mehr kaufen, Gerste, Roggen, Weizen oder Brockelerbsen tun's auch und sind billig. Heute ist fleischloser Tag, da ist bald gekocht. Über das Essen werden die Kleiderschmerzen besprochen; mein Mann braucht notwendig eine Hose und ich eine Bluse. Somit gehe ich nachmittags ins alte Rathaus und

hole die Bezugsscheine für eine Hose und eine Bluse. Ob ich die Bluse auch notwendig brauche, werde ich gefragt. Na, dem Herrn habe ich deutlich gemacht, daß eine anständige Frau nicht ewig in den alten Fetzen herumlaufen kann. Hernach wird Schweineschmalz beim Eckmetzger abgegeben; ich habe deshalb meine Schmalzkarte mitgenommen. Du liebe Zeit, was ist ein halbes Pfündlein Schweineschmalz alle 4 bis 5 Wochen! Früher bekam man doch jede Woche ¹/₂ Pfund, da konnte man auch doch noch einen Pfannkuchen backen; aber jetzt! und dazu das kohlschwarze Einheitsmehl! Da steht wieder eine schöne Reihe von Frauen und Kindern. Ein stämmiger Metzgerbursche hält ja nette Ordnung; aber eine volle Stunde muß ich warten, bis ich das kostbare Fett habe. Am Mittwoch ist Markttag. Was hat man an diesem Tag früher alles nach Hause tragen können; nichts mehr ist jetzt zu kaufen, keine Eier, keine Henne, keine Gans, keine Butter, kein Schmalz, höchstens ein bißchen Gemüse, aber sündhaft teuer. Ich gehe deshalb gar nicht auf den Markt, sondern nehme meine Zuckerkarten und gehe zum Haug, meinen Zucker zu kaufen, den ich gestern und am Montag nicht mehr holen konnte, weil ich keine Zeit mehr hatte. Da komme ich mit meinen 200 Gramm Zuckerkarten schön an, kein Brocken Zucker ist mehr da, alles verkauft. [...] Nun kommt der Donnerstag; da gibts wieder eine nette Hetze. Ich habe gehört, daß den Kolonialwarengeschäften Gries, Haferflocken, Graupen, Teigwaren, Zichorie, Kaffee-Ersatz, Kunsthonig, Marmelade usw. zugegangen sei und heute abgegeben werde. Da gilt es, recht früh in möglichst viele Läden zu kommen. Ich gehe zuerst zum Haug; da steht der ganze Laden schon gedrückt voll. Ich dränge mit vor und komme nach langem Drücken und Stoßen an die Reihe und erhalte einen halben Vierling Gries und 70 Gramm Kunsthonig; Marmelade könne ich 2 Pfund haben, aber die mag ich nicht, sie ist gar nicht appetitlich; alles andere sei schon verkauft. Nun das kann einfach nicht sein, und eine Frau neben mir sagt, den hohen Herrschaften – sie nannte verschiedene Namen – habe man 10 Pfund Gries, ebensoviel Graupen, einen großen Posten Kunsthonig und Teigwaren auf die Seite gestellt. Da hört sich aber doch alles auf, unsereins muß doch auch leben, und unser Geld ist so rund wie das der Reichen. Ich renne weiter zum Kronenbühler – Marmelade sei noch da; nun denn, so nehme ich eben ein Pfund, sonst bringe ich gar nichts nach Hause. Weiter zum Müller im alten Oberamt!

Jetzt da schau hin, da steht an der Türe: ‚Um 10 Uhr geöffnet.‘ Schnell zum Thiermann: Marmelade und wieder Marmelade. Ich nehme noch ein Pfund und wende meine Schritte zu einigen kleineren Geschäften. Da erhasche ich ein ganzes Zichorienpäckchen und einen halben Vierling Graupen. Wieder zum Müller! Der Laden ist offen; aber da stehen so viele Leute, dass ich vor 12 Uhr kaum an die Reihe komme. Aber etwas gefällt mir da. Die Leute, die im Laden fertig sind, gehen zur hinteren Türe hinaus, so ist doch das Gedränge nicht gar so arg wie in anderen Läden, in denen die einen hinein-, die andern herausdrücken. Ich warte und warte und bekomme ein Päckchen Kaffee-Ersatz und – Marmelade. Mit dieser Beute soll ich einen oder gar zwei Monate Suppen kochen und Kaffee machen! Das muß anders werden! Ueber Mittag mache ich meinem Mann den Vorschlag, er solle einen Artikel ins Wochenblatt schreiben, daß man zu diesen Sachen auch Marken ausgeben solle; das ist doch kein Zustand. Ich habe von einer Frau gehört, die mit sechs Personen – Tanten, Nichten, Kindern und Mägden – ausgezogen sei und jetzt ganze Berge von diesen Waren zu Hause habe, und ich habe nichts. Nachmittags gehe ich wieder auf die Streife – überall ausverkauft, überall noch Marmelade. Nur in einigen kleineren Geschäften erhalte ich noch kleinere Mengen von den begehrten Waren, und der Donnerstag ist vertrödelt. Am Freitag scheiden doch die Metzgerläden wieder aus, es ist fleischloser Tag, und sie sind geschlossen. Mein Koks ist zu Ende, und heute werden Bezugsscheine für Koks und Kohlen ausgegeben. Das gibt wieder eine schöne Hetze; zuerst die Bezugsscheine und dann den Koks! Ich kann doch nicht einen Wagen durch die Straßen ziehen und gehe deshalb in die Schule, um für des Nachbars Mariele anzuhalten. Da komme ich schön an beim Lehrer. Der schimpft, die Kinder seien während der Kriegszeit so unaufmerksam und zerstreut und jetzt verlange ich auch noch, daß sie wegen solcher Arbeiten die Schule versäumen sollen. Hat der eine Ahnung vom praktischen Leben! Endlich hat er mir doch, nachdem ich ihm die Meinung tüchtig gesagt habe, das Mariele von 10 Uhr an freigegeben, und ich kann nun meinen Koks holen. [...] Nachmittags gehe ich wieder aufs Rathaus und hole einen Bezugsschein für Schuhe. Von den vielen Ausgängen sind meine Schuhe ganz zerrissen und das Wasser läuft mir an allen Seiten hinein und ich habe den ganzen Tag nasse Füße. Den Bezugsschein bekomme ich, denn ich zeige meine zer-

rissenen Schuhe vor; aber bei dem Schuhmacher finde ich wenig Entgegenkommen. Er habe kein Leder mehr, habe keine Arbeiter, die habe man alle zum Militär geholt, ich solle in 5 Wochen nachsehen, ob die Schuhe fertig seien. Du lieber Himmel, in diesen abscheulichen Schuhen noch 5 Wochen herumlaufen, das geht doch nicht, das kann nicht sein. Aber der Schuhmacher läßt mich stehen und ich kann nichts tun als gehen und warten, bis ich meine Schuhe bekomme. Und dafür muß man noch ein Heidengeld für neue Schuhe bezahlen; früher habe ich ein Paar um 12 Mark bekommen und heute kosten sie 40 Mark.⁴¹ Der Samstag ist einer von den schlimmsten Tagen der Woche; da muß man Fleisch und Fleischwaren auch gleich für den Sonntag mitnehmen, denn die Metzgerläden sind ja auch den ganzen Sonntag über geschlossen. In Gottes Namen, ich trete den schweren Gang an, mache alle Qualen und Leiden wieder durch und bringe nach langem Warten und Gedrücktwerden lauter Fleisch und Würste nach Hause, die ich gar nicht kaufen wollte, aber ich bin froh, daß ich doch wenigstens etwas zu essen auf den Tisch stellen kann. Während des Kochens reinige ich meine Zimmer, die sehen nämlich schön aus, denn die ganze Woche hatte ich keine Zeit zu einer gründlichen Reinigung bekommen. Nachmittags werden Eier abgegeben, ein Stück für die Person, macht für mich drei ganze Eier! Macht nichts, ich brauche sie notwendig und kann mich doch beim Kochen wieder etwas behelfen. Aber auch hier, beim letzten Gang der Woche, muß ich wieder lange warten, bis ich an die Reihe komme. Doch habe ich noch Zeit, mir auf dem Rathaus Karten für Erdöl und Spiritus mitzunehmen. Gottlob, die Woche ist zu Ende! Am Sonntag soll ein wirklicher Ruhetag sein; ich gehe in meine Kirche, dann ziehe ich die Werktagskleider an, ordne meine Haushaltung und gehe den ganzen Tag nicht aus dem Hause.⁴²

Die Jahre 1917 und 1918 waren in Bezug auf die Versorgung der Bevölkerung von besonderer Härte.⁴³ Nach dem ungewöhnlich strengen Winter 1916/17 waren die Brennstoffvorräte zu Ende gegangen, die Schulen mussten teilweise geschlossen, Gas und Kohlen gespart werden. Kleiderstoffe und Schuhwerk wurden knapp, in den Gasthäusern wurde z. B. verboten, weiße Tischwäsche aufzulegen bzw. die Wäsche beschlagnahmt. Die Preise stiegen an. Dies führte auch zu vermehrten Diebstählen und zu Hamstereien. Vor allem die Mannschaften des 1915 bis 1917 eingerichteten Rekrutendepots „verschleppten“



Arbeitsausgabe für Frauen bei der Firma Fettig, Paradiesstraße 37.

viele Lebensmittel und Bedarfsartikel, so Kuhn.⁴⁴ Für 1917 schreibt er: „Doch waren viele besorgt über die allgemein auffallende Abmagerung der städtischen Bevölkerung, die sich in diesem Jahre besonders beim männlichen Geschlecht bemerkbarer als in den Vorjahren machte.“⁴⁵ Aus Biberach wurden Kinder zur Erholung aufs Land hinausgeschickt, „und manche blieben den ganzen Sommer, ja das ganze Jahr über in ihren Verpflegungsstellen, wo sie sich durch allerlei Arbeiten auch nützlich machten“.

Wie kam es nun zu dieser großen Mangelwirtschaft im Ersten Weltkrieg, wie war überhaupt die wirtschaftliche Situation? Deutschland hatte sich nur in militärischer, nicht aber in wirtschaftlicher Hinsicht auf den Kampf eingestellt. Die landwirtschaftliche Produktion hatte mit der Bevölkerungszunahme nicht Schritt gehalten, zusätzlich führten Industrialisierung und Änderung der Ernährungsgewohnheiten dazu, dass vor dem Krieg ein erheblicher Teil der Nahrungsmittel importiert werden musste. Die nach Kriegsbeginn einsetzende Blockade zeigte daher weitreichende Folgen. Hinzu kam, dass durch Fehlen von Arbeitskräften, Zugtieren und Transportmitteln die landwirtschaftlichen Flächen, trotz Einsatz von Kriegsgefangenen, Frauen und Schulklassen, nicht hinreichend bestellt werden konnten. Die schlechten Ernten von 1916 und 1917 verschärften die Situation er-

heblich. So ging die Agrarproduktion während des Krieges um gut ein Drittel gegenüber der Vorkriegsproduktion zurück.⁴⁶ Die Arbeitsverhältnisse in der Industrie besserten sich nach der kurzfristigen Schließung von Betrieben zu Kriegsbeginn relativ schnell wieder, nicht zuletzt wegen der Umstellung auf Kriegsproduktion. 38 Betriebe produzierten in Biberach für das Militär.⁴⁷ Die Biberacher Metallwarenfabrik stellte z. B. Zünderkappen, Handgranaten und Gasmasken her, die Posamentenfabrik Gerster Säbeltrödeln und Maschinengewehrgrurte oder die Ornatfabrik Neff Brotbeutel, Militärhemden und Achselklappen. Durch die Versendung von Liebesgaben wurden teilweise ganz neue Industriezweige ins Leben gerufen oder die Produktion ausgebaut.⁴⁸ Dennoch blieben in den Kriegsjahren 152 Biberacher Gewerbe geschlossen.⁴⁹ Um den Arbeitskräftemangel auszugleichen, wurde im Jahre 1917 der Vaterländische Hilfsdienst eingeführt, das heißt, alle männlichen Personen zwischen 17 und 60, die nicht militärpflichtig waren, wurden in der Kriegsindustrie eingesetzt. Auch Frauen arbeiteten verstärkt in Industrie, Gewerbe und Handel sowie in den Verwaltungen. Kuhn schreibt zum Jahr 1915: „Von einer Arbeitslosigkeit konnte in diesem Jahre nichts verspürt werden, im Gegenteil, es fehlte überall an Arbeitskräften, und es mußten zum Teil sehr hohe Löhne bezahlt werden,

auch an Frauen, Mädchen und junge Burschen. [...] Infolge der guten Zeiten, die für unsere Landwirtschaft gekommen waren, hatten auch die hiesigen kaufmännischen Geschäfte einen guten Geschäftsgang.“ Als Indiz für die positive finanzielle Lage auch der Einwohnerschaft sieht er die guten Ergebnisse der Kriegsanleihen⁵⁰ und die Einlagen der Oberamtsparkasse.⁵¹

Neben den Kriegsanleihen wurde die Bevölkerung zu Hause auf vielfältige andere Weise dazu aufgefordert, die Soldaten an der Front zu unterstützen oder die Kriegsanstrengungen voranzutreiben. Benefizveranstaltungen der Biberacher Vereine, Sammlungen für die verschiedensten Zwecke wie für das Rote Kreuz, den Roten Halbmond und die Hindenburgspende, Haussammlungen am Geburtstag des Königs, Weihnachtssammlungen, allgemeiner Opfertag, Kaiser spende, Frauendank, Vaterlandsdank, Sammlungen für Blinde, die U-Boot-Spende, Sammlungen von Frauenhaaren, Gummiabfällen, Teepflanzen, Quecken, Brennesseln und vielem anderen mehr sind nur ein kleiner Ausschnitt. Die überall zu lesenden nationalen Opferparolen verfehlten ihre Wirkung nicht, denn Kuhn schreibt noch für 1916: „So flossen die Gaben – sie können hier nicht alle aufgezählt werden – reichlich, um Not und Elend des grausigen Krieges zu lindern, und es waren erhebende Zeichen warmer christlicher Nächstenliebe und edlen Menschentums, welche die harte Zeit schuf.“⁵² Täglich waren lange Gabenlisten im „Anzeiger vom Oberland“ abgedruckt. Zu diesen Sammlungen gehört auch die Nagelung des Eisernen Kreuzes, die in Biberach wie in anderen Orten veranstaltet wurde. Diese vom Roten Kreuz organisierte Aktion sollte Gelder für verwundete und von der Front heimgekehrte Soldaten sammeln. Jeder Nagel, der eingeschlagen wurde, kostete Geld: ein gelber (goldener) 2 Mark, ein weißer (silberner) 40 Pfennig und ein schwarzer (eiserner) 20 Pfennig. Schreinermeister Dietterle hatte das Kreuz nach einem Entwurf von Prof. Weiß aus Holz hergestellt. Es sollte mit 11 000 gelben, weißen und schwarzen Nägeln beschlagen werden. Der Beginn der Aktion fand auf der Treppe unter der Veranda der Gigelberg-Turnhalle statt und wurde von Musikvorträgen der Stadtkapelle und einer Rede des Stadtschultheißen Doll umrahmt. Erste Nägel schlugen schon die Festgäste ein, fortgesetzt wurde die Nagelung dann im Erdgeschoss des Rathauses. Viele Schulen aus Stadt und Land nahmen an dieser Aktion teil. Wenige

Wochen später waren schon 450 goldene, 300 silberne und 270 eiserne Nägel eingeschlagen worden.⁵³

Ganz im Zeichen des Krieges stand auch der Alltag der Kinder und Jugendlichen. Adam Kuhn, der ja Lehrer in Biberach war, widmet der Schule und der Jugend ein eigenes Kapitel und klagt über die Schwierigkeiten.⁵⁴ Der Schulunterricht konnte nur eingeschränkt stattfinden, da ein Teil der Lehrer eingezogen war oder die Schulräume auch für Kriegszwecke verwendet wurden. Auch unter der Kohlennot hatte die Schule stark zu leiden. Kuhn berichtet: „Zu alledem stand die Jugend die ganze Dauer des Krieges unter dem starken Einfluß der laut dahinschreitenden Kriegsereignisse. Von den Lehrern mußte viel geklagt werden über eine gewisse Unruhe und Zerfahrenheit, die sich der Kinder bemächtigt hatte. Freudige Nachrichten von den Kriegsschauplätzen wurden mit Böllerschüssen, Glockengeläute und Beflaggen der Häuser gefeiert, und die freudige Erregung der Straße drang hinein in die stillen Räume der Schule, so daß es schon von diesem Gesichtspunkte aus geboten war, die Schule zu schließen. Ernstere Nachrichten legten sich lähmend auf Lehrer und Schüler, und in beiden Fällen sah sich der Lehrer oft veranlaßt, den Faden des Unterrichts fallen zu lassen und sich den Kriegsereignissen zuzuwenden. Auch die Erziehung der Jugend machte den Lehrern viele Schwierigkeiten. Die Schüler trugen das, was sie vom Krieg hörten und lasen, gerne auf ihre Spiele über, und dies trug nicht eben zur Verfeinerung ihrer Sitten bei. Die straffe Zucht des Vaters fehlte häufig, und die zartere Hand der Mutter, die zudem oft mit wirtschaftlichen Sorgen überlastet war, vermochte diese Ausschreitungen der Kinder nicht zu steuern. Häufig führte auch die Not zu Verfehlungen am Eigentum des Nebenmenschen. Das Stadtschultheißenamt sah sich veranlaßt, am 19. August 1915 eine polizeiliche Vorschrift zu erlassen, nach welcher Kinder unter 14 Jahren nach dem Läuten der Betglocke Straßen, Gassen und öffentlich Plätze zu verlassen und sich nach Hause zu begeben haben, wenn sie nicht Aufträge zu dringenden Ausgängen hatten. [...] Im folgenden Jahr wurden über die Unbotmäßigkeit der Jugend, namentlich der ledigen, schwere Klagen erhoben; es wird geklagt, sie belästigen nachts Erwachsene, zerstören Gartenzäune und Wohnungen und treiben nach 11 Uhr auf der Straße allerlei Mutwillen; diese Jungen verdienen zuviel Geld und werden dadurch unabhängig von den Eltern, namentlich der Mütter. Im Jahre 1917 mußten

die polizeilichen Vorschriften abermals verschärft werden; es bildete sich schließlich ein freiwilliger Ordnungsausschuß von Bürgern, der durch Nachtgänge in den Straßen der Stadt Ordnung zu schaffen suchte.“ Er schreibt weiter, ganz im Gedankengut seiner Zeit: „Wenn der Krieg so in verschiedener Beziehung nachteilige Wirkungen auf die Arbeit der Schule ausübte, so darf andererseits der Gewinn nicht vergessen werden, den Unterricht und Erziehung durch ihn erfuhren. Die Jugend war von Beginn des Krieges an voll edler vaterländischer Begeisterung. Von den Schülern der 6. Realschulklasse sind während der ersten Kriegsmonate drei als Freiwillige in das Heer eingetreten, von denen einer, Karl Knöpfler, Sohn des praktischen Arztes in Eberhardzell, am 6. Juli 1915 in den Argonnen den Heldentod erlitt. Auch die übrige Schuljugend hat sich in aufopfernder Weise an den vaterländischen Diensten, die sie zu leisten vermochte, beteiligt. Es war ein herzerfrischender Anblick, zu sehen, wie sie, voran die oberen Klassen des Progymnasiums und der Realschule, die sich meist den Pfadfindern angeschlossen hatten, im Dienste des Landwehr- und Landsturmbataillons sowie des Bezirkskommandos bei Tag und Nacht unermüdlich Botendienste verrichteten, Gestellungsbefehle und Meldungen überbrachten, Munition verteilten, Straßen, Bahnstrecken, Telegraphen usw. bewachten, wie sie im Dienste des Roten Kreuzes und der hiesigen Lazarette bei Ankunft von Verwundeten die Sanitätsmannschaft alarmierten, im Bahnhof Lager aufschlugen, Verwundete trugen oder führten, durchfahrende Truppen bewirteten, wie sie als Verkäufer von Rote-Kreuz-Marken, Postkarten, Druckschriften keinen Gang und keine Abweisung scheuten, wie eifrig sie den Soldaten draußen Briefe für die Weihnachtspakete verfaßten und sich an Metall-, Lumpen-, Wollreste-, Gold- und anderen Sammlungen beteiligten; wie unsere Mädchen, geleitet von ihren Arbeitslehrerinnen, fleißig Socken, Sturmkkappen, Handschuhe, Bauchbinden, Kniewärmer u. a. strickten, wobei sie oft in Gruppen vor den Häusern saßen und sich unter Erzählen und Vorlesen zur Arbeit anspornten. Der Krieg weitete den geistigen Horizont der Kinder, und für viele Begriffe und Verhältnisse, die ihnen früher nur mit Mühe und nie erschöpfend erklärt werden konnten, öffnete sich ihnen, allerdings in oft furchtbar anschaulicher Weise, das Verständnis.“

Im November 1918 nahm der Krieg nach mehreren vergeblichen Hoffnungen endlich ein Ende. Von

den rund 2250 zum Heeresdienst eingezogenen Biberachern waren 316 gefallen oder wurden vermisst. Das entspricht 14 % der damaligen Bevölkerung.⁵⁵ In Deutschland hatte fast jede Familie einen Kriegstoten zu beklagen. Zu den Auswirkungen auf Biberach nach dem Ausbruch der Revolution am 9. November berichtet uns Kuhn, dass nach Bekanntwerden der Vorgänge von München, Berlin, Stuttgart auch hier lebhaft Auseinandersetzungen geführt wurden. „Man kritisierte die alten Einrichtungen scharf und machte in seinen politischen Anschauungen einen gewaltigen Ruck nach links. Am Sonntag, 10. November, wurde sogar am Bezirkskommando eine rote Fahne gehißt. Auch hier bildeten sich Soldaten- und Arbeiterräte. Auffallend war die absolute Ruhe der Bürgerschaft; sie war von einer gewissen Angst ergriffen, auf irgend einem reaktionären Wort ertappt zu werden.“ Im Gegensatz zu den Großstädten blieb es in Biberach ruhig. Der am 11. November gebildete Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat war in erster Linie für die Einhaltung von Sicherheit und Ordnung sowie für die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln zuständig. Stadtschultheiß Doll und der Gemeinderat standen den neuen politischen Verhältnissen kritisch gegenüber. Doll bedauerte gar die Auflösung des Bürgerausschusses und das neue Wahlrecht für den Gemeinderat, in dem nun Parteien vertreten sein durften.⁵⁶

Insgesamt herrschte nach dem Krieg weiterhin große Not. Die Zwangswirtschaft wurde zunächst weitergeführt, die Preise stiegen noch höher als während der Kriegszeit. Ein Ei kostete zum Beispiel im Jahr 1914 8 Pf, an Neujahr 1919 25 Pf, ein Jahr später 60 Pf und am 1. Oktober 1920 sogar 1,50 Mark.⁵⁷ Die Arbeitslosigkeit stieg nach der Rückkehr der Soldaten stark an. 1920 wurden bei den Vollmerwerken und der Biberacher Metallwarenfabrik viele Mitarbeiter entlassen. Versorgungsprobleme, hohe Arbeitslosigkeit und Inflation führten zu Spannungen, die sich unter anderem im Marktkrawall 1923, dem sog. „Göggeles-Miggda“, entluden.⁵⁸

Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe „Biberach im Schatten des Krieges“ der Volkshochschule Biberach am 26. November 2005.

Anmerkungen

- 1 Kriegs-Chronik der Stadtgemeinde Biberach (Weltkrieg 1914–18). Im Auftrag der Gemeindegemeinschaften verfasst von A. Kuhn, Oberlehrer [Biberach 1921]. Nachfolgend zitiert als „Kuhn“.

- 2 Sabine Betzler-Hawlicscek, „... und als ich mich im Kriegsjahre 1915 der Biberacher Lokalgeschichte zuwandte“. Zu Leben und Werk von Johann Adam Kuhn (1860–1932) in: BC – Heimatkundliche Blätter, Jg. 24, Heft 1/2001.
- 3 Wolfgang J. Mommsen, Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914–1918, Stuttgart 2002.
- 4 Städtische Archive Biberach, M 3 Bü. 1.
- 5 Braith-Mali-Museum, Stadtgeschichte Ausstellungsführer Bd. 3, Biberach 2002. Jürgen Weißer schreibt hierzu im genannten Ausstellungsführer: „Trotzdem gerät die Sammlung in Vergessenheit. Die versteckte scharfe Munition wird erst 1991 fein säuberlich in einer Kiste verpackt auf dem Dachboden des Hospitals wieder entdeckt: Acht Granaten und eine Bombe werden daraufhin mit großer Vorsicht vom Kampfmittelbeseitigungsdienst entsorgt.“ Einige Jahre später fanden sich die anderen Teile der Sammlung im Stadtarchiv, teilweise noch in Originalverpackung. Einige sehr interessante Gegenstände sind in den vergangenen 85 Jahren leider verloren gegangen. Die erhalten gebliebenen sind heute als Bestand M 3, Sammlung Erster Weltkrieg, in den Städtischen Archiven zugänglich bzw. in der stadtgeschichtlichen Abteilung des Braith-Mali-Museums zu besichtigen.
- 6 Adreß- und Geschäftshandbuch der Oberamtsstadt und des Bezirks Biberach, Biberach [1913]. Die restlichen rund 18 % werden mit „Sonstige“ und „ohne Beruf angegeben“.
- 7 Matthias Erzberger, 1875 in Buttenhausen geboren, unterzeichnete auf Wunsch Hindenburgs am 11. 11. 1918 den Waffenstillstandsvertrag und wurde 1919 deutscher Finanzminister. Er fiel am 26. 8. 1921 einem Attentat zum Opfer.
- 8 Dieter Stievermann (Hrsg.), Geschichte der Stadt Biberach, Stuttgart 1991.
- 9 Anzeiger vom Oberland, 9. 7. 1914, nachfolgend zitiert als „AvO“.
- 10 AvO vom 27. 7. 1914.
- 11 Kuhn S. 140–141.
- 12 AvO vom 1. 8. 1914.
- 13 Kuhn S. 141.
- 14 Kuhn S. 141 und S. 228. Er nennt hier verschiedene Zahlen.
- 15 Kuhn S. 228.
- 16 Kuhn S. 180–181.
- 17 Kuhn S. 274.
- 18 Städtische Archive Biberach, E Bü [3282].
- 19 Schwäbische Zeitung vom 31. 7. 2004.
- 20 Kuhn S. 141–142.
- 21 Kuhn S. 146.
- 22 AvO vom 22. 8. 1914.
- 23 Kuhn S. 147.
- 24 Kuhn S. 302–303.
- 25 Kuhn S. 311.
- 26 Kuhn S. 159.
- 27 Alles folgende zu den Lazaretten, soweit keine anderen Quellen genannt sind, Kuhn S. 243–272.
- 28 Kuhn S. 25.
- 29 Städtische Archive Biberach, M 3 Nr. 81 S. 16–17, Darstellung der Helferinnen-Abteilung Biberach 1914 bis 1918. Das Haus wurde 1923 abgebrochen, es stand an der Ecke Hindenburgstraße/Karpfengasse.
- 30 Kuhn S. 150.
- 31 Kuhn S. 201.
- 32 Kuhn S. 161.
- 33 Kuhn S. 154.
- 34 Andrea Haußmann, Alltagsleben im Krieg. Freiburg 1914 bis 1918, Freiburg 1994.
- 35 AvO vom 23. Januar 1914, Kuhn S. 192.
- 36 Kuhn S. 152 u. S. 199.
- 37 Kuhn S. 209.
- 38 Kuhn S. 216.
- 39 Wahrscheinlich der Markenname einer Seife.
- 40 Zichorie oder Kaffeesurrogat, nach Fischer, Schwäbisches Wörterbuch.
- 41 Konnte ein Kleidungsstück noch aufgetrieben werden, kostete ein Herrenanzug 1918 zwischen 700 und 800 Mark, ein Damenmantel zwischen 500 und 600 Mark (Kuhn S. 221).
- 42 Kuhn S. 166–172.
- 43 Die Liste der oben erwähnten Sammlungsgegenstände enthält auch ein Foto des Biberacher Fotografen Schönhagen von einer Teuerungsdemonstration auf dem Marktplatz. Leider hat sich dieses Foto in der Sammlung nicht erhalten.
- 44 Kuhn S. 165.
- 45 Kuhn S. 165.
- 46 Wolfgang J. Mommsen, Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914 bis 1918, Stuttgart 2002. Kuhn sieht übrigens die Landwirtschaft als besondere Kriegsgewinner, da Gemüse wie Kohlrabi und Hülsenfrüchte massenhaft für das Militär aufgekauft wurden und dadurch die Preise stark anstiegen, so dass man erzählt habe, „dass mancher Bauer aus seinen Kohlraben in einem Jahr so viel erlöste, als das Grundstück wert war, auf dem sie wuchsen“, Kuhn S. 204.
- 47 Kuhn S. 183.
- 48 Kuhn S. 184.
- 49 Kuhn schreibt hier nicht, um welche Betriebe es sich dabei handelte.
- 50 Eine Kriegsanleihe ist ein verzinliches oder unverzinliches Wertpapier, das der Finanzierung eines Krieges dient. Der Verkauf der Anleihe kommt einer Gewährung von Krediten an die Regierung gleich. www.netzwelt.de.
- 51 Die Jahreseinlage in die Oberamtsparkasse war von 1914 bis 1917 um mehr als das Doppelte, auf 4,3 Millionen Mark gestiegen, Kuhn S. 218.
- 52 Kuhn S. 256–260.
- 53 Kuhn S. 153.
- 54 Kuhn S. 289–295.
- 55 Willi A. Boelcke, Wirtschaft und Gesellschaft vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart in: Dieter Stievermann (Hrsg.), Geschichte der Stadt Biberach, Stuttgart 1991.
- 56 Hans-Otto Binder, Biberach in der Zeit der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur, in: Dieter Stievermann (Hrsg.), Geschichte der Stadt Biberach, Stuttgart 1991.
- 57 Kuhn S. 186–187.
- 58 Siehe Aufsätze von Hans-Otto Binder in BC – Heimatkundliche Blätter, Heft 1/1993, und Kurt Diemer in BC – Heimatkundliche Blätter, Heft 2/1998.

Bildnachweis

- S. 66 Städtische Archive Biberach, M 3 Nr. 17.44.
- S. 67 Anzeiger vom Oberland vom 4. August 1914.
- S. 69 Städtische Archive Biberach, M 3 Nr. 83.1.
- S. 70 Städtische Archive Biberach, M 3 Nr. 81.
- S. 75 Städtische Archive Biberach, M 3 Nr. 21.1.